

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

Chefredaktion:  
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinskonzesse 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Die Wurzel des Byzantinismus.

\* Leipzig, 25. November.

In den bürgerlichen Kreisen herrscht augenblicklich, nicht zum ersten- und vermutlich auch nicht zum letztenmal, eine gewisse Mißstimmung gegen die Person des Kaisers. Es kommt hier nicht darauf an, ihre Gründe darzulegen, die ohnehin allgemein bekannt sind; genug, daß die sonst gesinnungstüchtigsten Blätter über „Byzantinismus“ zu klagen beginnen, und sogar die Organe des Berliner Spießbürgertums ein Wort des Protestes gegen den Plan einiger Bedientenseelen gefunden haben, die dem Kaiser bei seiner Rückkehr von der Orientreise eine prunkende Empfangsfeierlichkeit bereiten wollten.

Vom menschlichen Standpunkt aus kann man darüber eine gewisse Genugthuung empfinden. Denn wenn Menschen vor einem Mitmenschen einherkriechen wie vor einem höheren Wesen, so bekennt sich darin eine so tiefe Erniedrigung der Menschheit, daß jeder aufrechte Mensch sich freuen wird, wenn die in unserer Zeit allzu reichlich vorhandenen Symptome dieser verächtlichen Gesinnung sich irgendwie und irgendwo vermindern. Dagegen wäre es sehr thöricht, sich über den politischen Wert der bürgerlichen Mißstimmung gegen die Person des Kaisers zu täuschen. Wer ein principieller Gegner der Monarchie ist, wird gegen ihre persönlichen Vertreter eher ein in Liebe und Born gleich gedämpftes Gefühl hegen, es sei denn, daß ein unmittelbarer Angriff abgewehrt werden muß. Wer sich sonst über die persönlichen Handlungen des Monarchen erobert, nur weil sie ihm gerade nicht in seinen Kram passen, der hat immer den Verdacht gegen sich, daß sein Born aus gekränkter Liebe fließt, daß er viel weniger ein klarer Politiker, als ein loyaler Patriot ist.

Und diesen Verdacht hat der deutsche Bürgermann auch noch immer bestätigt, sobald es zum Klappen kam. Das Junkerprüchlein: Und der König absolut, wenn er unsern Willen thut, ist im Grunde auch seine Devise, nur daß die feudalen Junker das praktische Sprüchlein viel praktischer handhaben, als die liberalen Philister. Gegenüber dem Bürgertum haben das Königt- und das Junkertum in Deutschland viele gemeinsame Interessen, und so sind die Junker sehr häufig und sogar gewöhnlich in der Lage, ihre Klasseninteressen unter monarchischem Schilde zu verpacken. Die Bourgeoisie aber, statt daraus die Lehre zu ziehen, daß sie mit ihrer monarchischen Gesinnung gewöhnlich schlechte Geschäfte machen wird, sucht in diesem delikaten Punkte die Junker womöglich zu übertreffen oder vielmehr: während

die Junker sehr genau wissen, was ihnen ihre Königstreue wert ist, sonnt sich die Bourgeoisie in ihrer monarchischen Gesinnung auch dann noch, wenn sie die trübtigsten Anlässe hat, sich in den Schatten fähler Denkungsart zurückzuziehen. Wollte irgend jemand aus der gegenwärtigen Mißstimmung des Bürgertums gegen die Person des Kaisers die Schlußfolgerung ziehen, diese biedere Klasse beginne sich zu anti-monarchischer Kezerei zu bekehren, so würde ein Schrei tiefinnerster Empörung aus der ganzen liberalen Presse widerhallen. Und wenn der Kaiser auf seiner Orientreise irgendwo ein Wort gesagt hätte, das dem bürgerlichen Liberalismus angenehm in die Ohren geklungen hätte, so würden bei seiner Rückkehr von den Berliner Spießhörn Triumpfhymnen erbaut und Triumphlieder gesungen werden, so würden sich dieselben liberalen Schwachköpfe, die heute über „Byzantinismus“ klagen, in wahrhaft byzantinischen Orgien wälzen.

Das ist noch jedesmal geschehen, wenn sich die Sonne der monarchischen Günst ja einmal den liberalen Philistern zugewandt hatte. So als der Großvater des gegenwärtigen Kaisers seiner Zeit zur preussischen Regentenschaft kam, so in den 99 Tagen des Kaisers Friedrich, so auch als der gegenwärtige Kaiser vor einigen Jahren das preussische Schulgesetz verwarf. In allen diesen Fällen ging die monarchische Gesinnung des Philisters mit seinen liberalen Grundätzen durch; sein Ehrgeiz hatte nur das eine Ziel, die monarchische Autorität zu stärken, auf die Gefahr hin, daß morgen die gestärkte Autorität wieder in die Waagschale der Junker fiel. Einer so selbstmörderischen Politik sind die Junker unfähig, mögen sie sonst auch nichts weniger als Geistesleuchten sein. Sind sie im Einvernehmen mit der Krone, so denken sie doch nur daran, ihre eigene Macht auszubauen und zu befestigen; geraten sie aber mit der Krone auseinander, so geben sie sich nicht viel oder höchstens in ihren Mißstimmungen mit „Mißstimmungen“ ab, sondern wenden ihre politische Macht an, um wieder zu ihrem Rechte zu kommen, das heißt: zu dem was sie für ihr Recht halten.

So weit die bürgerlichen Mißstimmungen gegen die Person des Kaisers sich zu einer Forderung zusammen zu ballen wagen, gipfelt das liberale Verlangen darin, daß der Kaiser nicht persönlich, sondern nur durch die Vermittelung seiner Minister seinen politischen Willen kundgeben solle. Als ob damit auch nur ein Deut geholfen wäre, als ob man den Willen eines Menschen dadurch ändern könnte, daß man ihn veranlaßt, diesen Willen durch ein Sprachrohr kund zu thun! So lange die Krone die Minister erneuert, sind die Minister eben ihre Sprachrohre, und so lange dem so ist, hat die Frage, ob der Kaiser

„ohne ministerielle Bekleidungsstücke“ vor der Öffentlichkeit erscheint, vielleicht für Kammerdiener, aber nicht für Politiker irgend ein Interesse, es sei denn, daß man den ehrlichen und offenen Absolutismus doch noch für erträglicher hält, als den schleichenden und versteckten Scheinkonstitutionalismus.

Die deutschen Liberalen sind aber in den Scheinkonstitutionalismus so verhasst, daß sie gar nicht mehr wissen, worin der „wahre Konstitutionalismus“ besteht, den sie fordern. Wie Vassalle schon den fortschrittlichen Helden der preussischen Konfliktzeit auseinandergesetzt hat, ist er nichts anderes als das „parlamentarische Regime“, das der biedere Bürgermann, mit frommem Augenaufschlage zur Krone, empört von sich zu weisen pflegt. Wenn die Minister formell zwar von der Krone, aber thatsächlich von der Volksvertretung ernannt werden, dann hat die bei den augenblicklich mißgestimmten Philistern so beliebte Forderung, daß die Willensmeinungen der Regierung durch die Minister und nicht durch den König erfolgen sollen, allerdings ihren vernünftigen Sinn; ins Deutsche übersetzt heißt sie dann: die verfassungsmäßige Macht der Krone muß so weit geschwächt und die verfassungsmäßige Macht des Reichstages muß so weit gestärkt werden, daß die politische Entscheidung beim Reichstage liegt und nicht bei der Krone. Dann ist hinlänglich dafür gesorgt, daß der Monarch nur mit „ministeriellen Bekleidungsstücken“ in die Öffentlichkeit tritt. Darin, daß der deutsche Liberalismus seit einem halben Jahrhundert diese konstitutionelle Grundfrage immer wieder vertuscht und verwischt hat, wurzelt aller seidem in Deutschland so überreichlich aufgewuchert Byzantinismus.

Und ehe seine Wurzel nicht ausgerottet ist, wird er auch nicht verschwinden. So lange die deutsche Bourgeoisie nicht die Kraft und den Mut hat, ihr historisches Recht geltend zu machen, unbekümmert um die Ungnade der Krone, so lange muß und wird sie ängstlich nach der Gnade der Krone schielen, beim ersten Scheine dieser Gnade in die alten Taumeltänze verfallen und alle Mißstimmungen verabschieden, die unter solchen Umständen nicht mehr bedeuten, als ein Windstoß, der durch den Schornstein fährt.

## Eine Verdächtigung?

Kürzlich waren wir veranlaßt, auf eine Rede hinzuweisen, die Richard Fischer in Berlin gehalten hat. Es wurde darin offen ausgesprochen, daß die sozialdemokratische Partei nach unfassender Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen die Freistimmigen zur Abtretung von Mandaten durch die Drohung zwingen sollte, anderenfalls bisher sichere Freistimmige in konservative Hände zu

## Senilleton.

Nachdruck verboten.

### Unführbar.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

„Wertwürdige Frage,“ sagte der Professor. „Nein, daß auch für Sie die alte Regel paßt: Willst Du Genaueres erfahren über Deine Alernächesten, so frage nur bei fremden Leuten an. hm, hm! — hat zu viel ausgestanden, die Frau. Wissen Sie was, Herr Graf? Hören Sie jetzt auf zu schmollen, es könnte Sie sonst reuen,“ er klopfte ihm auf den Arm.

„Doktor, Herr Professor . . . mich reuen . . . Sie sehen zu schwarz . . . Ihr einziger Fehler.“

„Ich sehe, was Sie sehen werden. Reisen Sie morgen, machens a bißel an Ordnung auf Ihrem Mitterg'schloß, bleiben Sie aber nicht lang und kommen Sie dann nicht zu bald wieder hin. Auch Ihre Besuche würden die Kranke . . .“

„Die Kranke?“

„Aufregen, und jede, selbst die geringste Gemütsbewegung kann von den schlimmsten Folgen für sie sein. Es ist ja ganz gut, sie so hinduseln zu lassen und zu beschränken auf den Umgang mit ihrem Kind. Wenn sie recht haushält mit ihren Kräften, wird es vielleicht möglich werden, sie im Herbst nach dem Süden zu bringen. Aber,“ er erhob drohend den Zeigefinger, „das Bewußtsein muß sie haben, daß ihr niemand etwas nachträgt. Ihr gebührt Bewunderung. Wer die Frau kränkt, begeht eine Todsünde. Das sage ich Ihnen.“

Eine halbe Stunde später kündigte der Graf seiner Schwester an, daß er mit dem Nachtzuge nach Wolfsberg abreise, und ließ packen. Das Essen, das ihm in seinem Zimmer serviert wurde, blieb unberührt. Er schickte einige Zeilen an seine Behörde und warf die Antwort ungelesen auf den Tisch. In seinem Sessel zurückgelehnt, starrte er vor sich hin. Da, auf dieser Stelle hatte sie gekniet, den Kopf an seinem Herzen . . . Plötzlich, unwillkürlich falteten sich seine Hände. Der Mann, dem der Glaube nur als ein Klappzaun galt für die Menge, und als unentbehrlicher Trost für die Entertben dieser Erde, betete zu dem Gott der Liebe und des Erbarmens, dessen er in Jahren nicht gedacht: „Erhalte sie mir,“ schrie er zu ihm empor. Das war alles, was er zu sagen wußte in seiner Pein — Anfang und Ende seiner Verebjamkeit: „Unmächtiger, erhalte sie mir!“

Am nächsten Tage traf er in Wolfsberg vor dem Telegramm ein, daß ihn ankündigen sollte. Die Ueberraschung der Dienerschaft, das Geschrei Bisttens, die eben in den Hof trat, als er hereinfuhr, belehrte ihn darüber.

„Der Herr Graf! das ist aber etwas!“ rief die Alte, that aufs äußerste verwundert und beantwortete seine Frage nach Maria mit den hastig gesprochenen Worten: „Bei den Piniten . . . im Garten . . . ich muß nur bitten . . . ich will sie vorbereiten . . .“

Er hörte sie nicht an. Während im Schloß und im Beamtenhaus alles durcheinander rannte, und die feindlichsten Elemente sympathisch zusammentrafen in dem Verdruß über seine Ankunft, schritt er eilig der großen Baumgruppe am südlichen Ende des Gartens zu. — Wie war alles verwildert! die Wege grasüberwuchert, die Wiesen von Unkraut zerfressen, die Gebüsche unbeschnitten; ihre kahlen, schwachen Stämmchen in die Höhe gewachsen, lauter Nistungen

statt der ehemaligen schattigen Gänge. Von weitem schon erblickte er seine Tochter. Sie saß auf einer Wosobank unter den mächtigen Stämmen — durchsichtig blaß, schmal in ihrem schwarzen, enganliegenden Kleide — und sah dem Kinde zu, das sich eifrig mit dem Bau einer kleinen Grotte beschäftigte. Ihr Vater war schon nahe bei ihr, als sie seine Schritte knistern hörte auf dem mit dichten Schichten abgefallener Nadeln bedeckten Grunde, und den Kopf erhob.

„Maria!“ rief er aus, und Thränen traten ihm in die Augen.

Sie stand auf, wollte sprechen, auf ihn zueilien, sank aber stumm zurück mit einem unendlich dankbaren Lächeln.

Er neigte sich zu ihr herab und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. Sie flüsterete etwas Unverständliches, ihre Nasenflügel bebten, ihre Lippen waren halb geöffnet, sie zogen die Luft hörbar atmend ein.

Wolfsberg setzte sich zu ihr: „Hätte ich doch gewußt . . .“ sagte er, „warum nicht ein Wort schreiben . . . Wie unrecht.“ Von Nahrung übermannt, zog er ihre Hände an seinen Mund und küßte sie und sprach leise: „Niemand liebt Dich wie ich Dich liebe, und niemand hat Dir so weh gethan.“

Alles war ihm Vorwurf, ihr abgehärmtes Aussehen, ihr verwahrloster Wohnort, das Fremdthum Erichs, der sein Spiel unterbrochen hatte und ihn ernst und fragend ansah, ohne ihn zu begräßen.

Auf einmal blickte es freudig auf in den Augen des Knäbleins. Er trat an seine Mutter heran: „Schau dort hin,“ sagte er, legte sein Händchen flach an ihre Wangé und zwang sie, den Kopf zu wenden. Die Sonne ging unter; ihre letzten wagemerchten Strahlen schimmerten durch die Stämme der Bäume, das Angesicht des Kindes flammte